

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Volksblatt. 1878-1882 1878

25 (23.6.1878)

Prüfet Alles, das Gute
behaltet!

Eines Mannes Rede ist
keine Rede,
Man muß sie hören beide.

Im Nützlichsten Einheit,
Im Zweifelhaftesten Freiheit.
In Allem Liebe.

Volksblatt.

Herausgegeben von Dr. Chr. G. Hoffinger.

Nr. 25.

Strassburg im Elsaß,

23. Juni 1878.

Ernst Wilhelm Arnoldi.

In der Noth der Gegenwart, deren bewegtestes Leben aus der Selbstsucht quillt, können wir nichts Besseres thun, als unter die Witber derjenigen treten, die um den geringsten äußeren Lohn, aber zur Erschaffung höchsten inneren Glückes ihr Leben lang, ohne Pause, harte Arbeit gethan haben im Dienste für das Wohl ihrer Mitmenschen und für die Verherrlichung ihres Vaterlandes.

Ernst Wilhelm Arnoldi ist ein solch rastloser Arbeiter, ein Vorbild für alle Zeiten gewesen.¹

Er wurde am 21. Mai 1778 in Gotha geboren. Sein Vater war ein schlichter Kaufmann und Handels- herr dieser vor hundert Jahren kaum 10,000 Ein- wohner zählenden thüringischen Stadt.

Er hielt nichts von strenger schulmäßiger Erziehung, dagegen viel von derjenigen, die das Leben dem gutbeantagten Men- schen gibt. Arnoldis erste That seines Lebens ist seine Selbsterziehung gewesen. Er hat das eigenhändig niedergeschrie- ben. Wir wollen ihn reden lassen: „Mein Vater hatte seine Lehrjahre in Leipzig bestanden, zu jener Zeit, da Gellert lebte und lehrte. Vielleicht kommt auf Rechnung dieses Umstandes meines Vaters Besitz von Gellerts Schriften und, was mehr ist, seine sittliche Richtung, die seiner Frau und durch beide, die ihrer Kinder. Außer Gellerts Schriften hatte meines Vaters Bibliothek nur noch die Friedrichs II. aufzuweisen.“

Die Anfangsgründe des Lateinischen lernte er bei einem alten Candidaten

der Theologie, Französisch bei einem Kammerdiener des Baron Grimm, kaufmännisches Rechnen bei einem Regimentschreiber, Clavier bei einem Seminaristen. Alle mögen gute Menschen, aber schlechte Lehrer gewesen sein. Seine Erzieherin in der Religion war seine ehrwürdige Großmutter, die Frau eines Nadlermeisters und Hochzeitbitters. Lassen wir ihn hier wieder selbst reden: „Die frühesten Erinnerungen meiner Kindheit knüpfen sich vornehmlich an meine Großmutter, die Frau Krehl, welche ich zärtlich liebte und von der ich vielleicht noch zärtlicher wiedergeliebt wurde. Wenn ich mich frage, warum die alte, dunkle, runzelige Frau mir so theuer war und geblieben ist, so finde ich den Grund in ihrem lebhaften Geiste, welcher ab- wechselnd mit Ernst oder Heiterkeit oder Milde gepaart, in seinen Wir- kungen auf mich mit Sonnenblicken aus dunklen Wolken, welche Licht und Wärme verbreiten, zu vergleichen war. Ob- gleich sie nur im Gesangbuche las, und die Zeitung ihr einziges literarisches Steckenpferd war, so konnte sie doch über moralische (sittliche) und politische Gegenstände sich unterhalten; für letz- tere flöste sie mir das besondere In- teresse ein, welches mich durch das Le- ben begleitet hat. Ihr einfach religiöser Sinn wurde wenig Tage vor ihrem Ende recht eigentlich sichtbar; denn man sah von ihrer Hand mit Kreide geschrie- ben an der Fensterbekleidung die Worte: „Du bist doch mein Gott!“ Dieser Aus- ruf hat, nach langem Herumschweifen in den seligmachenden Gebieten, meine reli-



Ernst Wilhelm Arnoldi,
geboren den 21. Mai 1778,
† den 27. Mai 1841
zu Gotha.

¹ Drei nützliche Bücher sind in kürzerer Zeit als Jahresfrist er- schienen, die uns von seinem Schaffen und Leben berichten. Die Pietät hat sie geplant, fundige und liebevolle Feder haben sie geschrieben. In den Sommer vorigen Jahres hat die fünfzigjährige Jubelfeier der letzten und größten Schöpfung Arnoldis, in den Frühling dieses Jahres sein einhundertster Geburtstag. Die Bücher, für deren Entstehung diese Feiertage der äußere Anlaß gewesen sind, tragen folgende Titel: „Geschichte der Lebensversicherungsbank für Deutschland zu Gotha, zur Feier der fünfzigsten Wiederkehr des Tages der Begründung der Bank, unter Mitwirkung der Herren Carl König, Dr. jur. G. Schneider und Robert Walden herausgegeben von A. Emminghaus, Dr. jur.“ (Weimar, Hermann Böblau 1877).

„Ernst Wilhelm Arnoldi und seine Schöpfung, die Feuerversicherungsbank für Deutschland. Von Austria, der Bankverwaltung herausgegeben von Dr. Julius Hopp.“ (Gotha 1878).

„Ernst Wilhelm Arnoldi, Leben und Schöpfung eines deutscher Kaufmannes von Dr. jur. Emminghaus, Direktor der Lebensversicherungsbank für Deutschland zu Gotha.“ (Weimar, Hermann Böblau 1878).

Die beiden erstgenannten Bücher sind vorzugsweise für Männer der

Wissenschaft, der Versicherungswissenschaft und des Versicherungsgewerbes, der National- und Privatwirtschaftslehre und der Kulturgeschichte geschrieben. Das letztgenannte Buch ist ein Buch für Jedermann, für den Gebildeten und für den schlichten Mann, an dem Volk, der über den engen Kreis seines Wirkens hinaus, welchen ihm die Ver- gebung der Güter gezogen hat, seinen Blick richtet, um sich eins zu fühlen mit denen, die an ihrem Posten, wo sie auch stehen mochten, ihre Schuldigkeit gethan haben. Was das Buch auf 362 Druckseiten enthält an fesselnder Erzählung aus den Lebensschicksalen des Mannes, kann hier auf wenigen verfügbaren Seiten nicht viel besser als registriert wiedergegeben werden. Das ist Schade und schon. Schade, weil dem Leser der ungewöhnlich wohlthuende Eindruck vorenthalten bleibt, welchen das Buch hervorbringt, und schon, weil das Register eine Aufzählung von Beweggründen und Handlungen, von Erwägungen und Entschlüssen enthält, die vereinigt den großen und edlen Mann machen.

„Erst wagen, dann wagen“ könnte dem Buche mit gleichem Rechte als Sinnpruch vorgelegt sein, wie derjenige, den es trägt: „Was ver- gangen, lebet nicht wieder, aber ging es leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück.“

Erst leint jede Woche.
Bestellbar bei der Post
und im Buchhandel.
Preis vierteljährlich: Im
Reichspostgebiete, bei der
Post abgeholt, 50 Pf.;
ins Haus gebracht und
im Buchhandel (Commis-
sionär L. Fernau in Leip-
zig) 65 Pf.
Passende Anzeigen: Die
Komparille-Beile oder
deren Raum 50 Pf.

gößen Vorstellungen auf die einzige zurückgebracht, von welcher und auf welche jede Religion ausgeht. Ohne es zu ahnen, treibt der Sterbliche Vielgötterei; die irdischen Götter gehören den Sinnen und verschwinden mit den Sinnen; daß die Güter die Götter sind, sieht man an der Mythologie¹ der Griechen und Römer, aber auch wir verehren, was wir genießen; die Genußfähigkeit hört mit der Verehrung oder diese mit jener auf; von dem Sinnlichen, also auch von der verkörperten Religion, der untergegangenen Lebenssonne, bleibt daher am Rande des Grabes nur der letzte schwache Lichtstreif übrig; die Nacht bricht ein, und Alles, was wir waren, was wir noch sind, was wir liebten, glaubten und verloren, was uns vorschwebt und in's unbekannte Gebiet, in's Jenseits, folgt, Alles, Alles wird aufgewogen von dem Gedanken: Du bist doch mein Gott!"

Mit 16 Jahren kam Arnoldi nach Hamburg in die kaufmännische Lehre, zunächst in eine Klein-, dann in eine Großhandlung, die den Verkehr zwischen dem deutschen Binnenlande und den fernsten Weltgegenden vermittelte, deren Leiter vom ersten Morgen bis in die späte Nacht in fünf Sprachen seine Handelskorrespondenz schrieb und schreiben ließ. Arnoldi konnte in jener Zeit noch kaum einen Brief in gutem und gewandtem Deutsch schreiben. Aber seinem Herrn that er es nach in Zeitverwendung und Ausdauer. Mitarbeiter auf dem Comptoir und gleichstrebende Freunde sind seine Lehrer geworden; fünf Jahre eisernen Fleißes in großartigem Geschäftsgetriebe sind seine Schule gewesen. Der einzige gelehrte Lehrer Arnoldi's, der mit tiefem Wissen zugleich die Gabe des Unterrichtens verband, ist der greise Professor der Mathematik Büsch gewesen, aber Arnoldi hat nur wenige Vorlesungen desselben gehört. Sein unausgesetztes Lernen und Arbeiten hat ihn auch vor den Gefahren bewahrt, die dem unerfahrenen jungen Manne das Leben einer Großstadt bringt, in welcher nach seinen eigenen Worten „alle Tugenden mit allen Lastern um den Preis rangen.“

Im Jahre 1799 kehrte Arnoldi nach Gotha zurück, um seinem alternden Vater im Geschäfte zur Seite zu treten. Diesem Geschäfte war bei seiner Begründung durch Arnoldi's Großvater keine andere Aufgabe als die des örtlichen Absatzes für Colonialwaaren und Gewürze gegeben worden. Der Vater Arnoldi's erweiterte indessen schon diese Aufgabe dadurch, daß er Erzeugnisse des Ackerbaues der Umgebung von Gotha und Erzeugnisse der thüringischen gewerblichen Thätigkeit auswärtigen Märkten zuführte. Die hierauf gerichteten Bemühungen hat Arnoldi auf das Eifrigste fortgesetzt, so daß in der Zeit, wo die ersten binneländischen Zollschranken fielen, von Arnoldi's Handlung gegen fünfzig Gruppen und Sorten einheimischer Erzeugnisse nach fernem Gegenden verkauft oder gegen Bedürfnisse der Heimath vertauscht wurden. Aber welche Schwierigkeiten waren zu überwinden, um dieses Ergebnis herbeizuführen, wie langsam nur konnte es vorbereitet werden in den beiden ersten Jahrzehnten dieses Jahr-

¹ Götterlehre.

hunderts, in denen noch jedes deutsche Land und Ländchen gegen alle übrigen seine Zollgrenze aufgerichtet hatte, in denen es einige Duzend verschiedener Rechte, verschiedener Münz-, Maß- und Gewichts-Systeme, aber sehr wenig gute Verkehrsstraßen gab. Im Kampfe mit diesen Schwierigkeiten hat Arnoldi unter seinen Berufsgenossen jedenfalls als der erste erkannt, was dem Vaterlande nöthig sei, er ist ein Pionier des Zollvereins geworden, der weiter zur heutigen politischen Größe und Macht Deutschlands geführt hat. Es ist sehr belehrend, die mannigfachen Wege zu verfolgen, welche er zur Erreichung dieses Zieles einschlug und die ihn mit den anderen hervorragenden Förderern einer deutschen Zolleinigung, gelehrten Männern und Männern der Praxis, in den lebhaftesten brieflichen und mündlichen Verkehr treten ließen. Ein Rundschreiben, das er nach Erreichung des Zieles an seine Geschäftsfreunde richtete, beginnt so: „Für die Wohlfahrt der meisten deutschen Staaten hat ein Zeitabschnitt begonnen, welcher mit keinem früheren vergleichbar ist. Deutschland bildet von jetzt an einen Handelsstaat. Es darf der Thüringer frei mit dem Preußen, dem Bayer, dem Württemberger, dem Hessen, dem Sachsen verkehren. Das Vaterland ist für Handel und Gewerbe nicht mehr zerstückelt, für das Ausland nicht länger ein freier Tummelplatz; es ist ein gemeinsamer Markt, welcher nicht länger den Ausländer, wohl aber den Angehörigen begünstigt und schützt. Darum ist es jetzt auch an der Zeit, zu untersuchen, welche Bedürfnisse der Acker- und Bergbau, der Gewerbefleiß und die Künste in den vereinten Ländern durch den Handel zu befriedigen vermögen; nur insofern, als die Deutschen nicht Alles haben, nicht Alles haben können, bleiben sie vom Auslande abhängig.“

Es ist ersichtlich, daß Arnoldi die Triebfeder zu seinem Handeln dem Interesse seines Standes entnahm, aber die Wahrung dieses Interesses war zugleich die Förderung des Interesses aller übrigen Stände des gemeinsamen Vaterlandes. Von gleichem Gesichtspunkte ging er aus, als er seinem Stande eine tiefere Bildung durch die Errichtung einer Handelsschule zu geben sich bemühte. Sich hatte er selbst erzogen, den Anderen wollte er eine Erziehungsstätte schaffen. Es gelang ihm, seine Berufsgenossen in Gotha zu einer freien Vereinigung zusammen zu führen, welche die Erhaltung der neu geschaffenen Erziehungsanstalt, die als die erste ihrer Art einen Namen in Deutschland sich gemacht hat und heute noch in Blüthe steht, übernahm. Denselben hatte er seine Absicht so begründet: „Es kann wohl angenommen werden, daß die große Liebhaberei, welche die unerfahrene Jugend für den Kaufmannsstand zeigt, und die seltsame Wahl, die mancher Vater in diesem Stande für seinen, zum Studiren unfähigen, Sohn trifft, den nächsten Grund in der fessellosen Gestalt hat, worin alle Verhältnisse des Kaufmanns, von seiner Lehre an, erscheinen. Da ist nie von Prüfungen, es ist von keiner Regel die Rede, wie bei Gymnasiasten.“

Die Jahre 1817 und 1818 brachten die Thätigkeit

Arnoldi's in dieser Richtung zu ergebnisreichem Abschlusse.

Aber schon hatte sein auf die weiteren Bedürfnisse seines Standes, deren Befriedigung zugleich der Allgemeinheit zu Gute kommt, gerichteter Sinn einen neuen Gedanken erfaßt. Aus dem Jahre 1817 stammt folgende Niederschrift: „Wenn durch die Vereinigung aller deutschen Fabriken und Manufakturen für gemeinschaftliche Zwecke eine Versicherungsanstalt gegen Feuergefährdung zu Stande käme, so würde der Ueberschuß der Prämie dem gemeinsamen Vaterlande und den Fabriken unter sich durch diese Anstalt erhalten sein. Wie die Sachen gegenwärtig stehen, bleibt dieser Ueberschuß der Phönix-Assecuranz-Societät in London.“

„Wie die Sachen gegenwärtig stehen,“ hatte Arnoldi gesagt; sie standen nicht gut. Nur dafür war in unvollkommener Weise gesorgt, daß Jedermann sein Haus, wenn es vom Feuer vernichtet wurde, von einer kleineren oder größeren Gesammtheit wieder aufgebaut erhielt. Die öffentlichen Brandkassen zwangen Jedermann zu Beiträgen im Bedarfsfalle, sie machten Umlagen und schrieben Brandsteuern aus, die lediglich nach Verhältniß des Taxwerthes der Häuser, nicht auch zugleich nach Verhältniß der Feuergefährlichkeit derselben bemessen waren. Was uns heute so geläufig ist, war in jener Zeit für den deutschen öffentlichen Betrieb eine ganz unbekannte Sache. Auf die Gegenstände, welche den Inhalt eines Hauses ausmachen, Möbel und Kleidungsstücke, Geräth und Geschirr, Vorräthe und Waaren, auf die gesammte fahrende Habe erstreckte sich die Fürsorge der Brandkassen nicht; hier Vorkehr gegen Schaden und Verlust zu treffen, überließ man dem Einzelnen. Der Sinn dafür und die Einsicht in die Bedeutung der Sache waren aber in Deutschland nur sehr dürftig entwickelt; nur hier und da gab es kleine Vereine und Verbände, die innerhalb enger, selbstgezogener Grenzen Versuche machten, zumeist unglückliche, und deshalb bald wieder gesielen. Die Menschen gewöhnten sich unter solchen Umständen daran, die Vernichtung ihrer Habe durch Feuer für ein unabwendbares Unglück zu halten und an den Brandbettel. Außerhalb Deutschlands, namentlich in England war die wirtschaftliche Einsicht in dieser Beziehung eine vorgeschrittenere. Dort hatte sie bereits größere private Unternehmungen in's Leben gerufen, die ein Geschäft aus der Uebernahme des Wiederersatzes bei Vernichtung von Vermögenswerthen durch Feuer machten, und die, sofern sie im Auslande ohne Konkurrenz arbeiteten, sich die Gefahr, welche sie liefen, außerordentlich theuer bezahlen ließen, natürlich auch den gesammten Verdienst ihrem Heimathlande zuführten. So fand Arnoldi die Lage der Dinge in Deutschland vor; eine solche Anstalt war der von ihm erwähnte Londoner Phönix. Sein wirtschaftlicher Sinn und seine Vaterlandsliebe ertugten diesen Zustand nicht; er arbeitete unablässig auf seine Beseitigung in vollkommenem Maße. Als nothwendige Eigenschaften der Vollkommenheit erschienen ihm aber ebenso die Befreiung vom

Auslande wie die Befreiung der Sache von ihrem rein geschäftlichen, gewinnbringenden Charakter. Die Selbsthilfe, die er in seiner Selbsterziehung erprobt hatte, wurde auf dem neuen Gebiete nach allen Richtungen hin sein Wahlspruch, dessen Werth er auch den Anderen überzeugend deutlich zu machen suchte. Freilich that er hierbei harte Arbeit, und mehr als zwei volle Jahre vergingen, bis eine Frucht seiner Bemühungen an's Licht trat. Diese Frucht war die auf reiner Gegenseitigkeit begründete und nach diesem Grundsatz noch heute fortverwaltete Feuerversicherungs-Bank für Deutschland in Gotha, die nach Umfang, Sicherheit und Billigkeit die erste ihrer Art in deutschen Landen geworden und geblieben ist. Nur einige Wochen nach Eröffnung der Anstalt, im Februar 1821, veröffentlichte Arnoldi ein Rundschreiben, dessen auszugweise Wiedergabe auch heute noch der besonderen Theilnahme der Leser begegnen wird: „Die Zahl der Bantheilhaber“ — sagt Arnoldi — „ist schon groß; denn der Zeitraum, in welchem die Bank in Wirksamkeit steht, ist klein; ihr Wirkungskreis ist — Deutschland. Sie ist ein Verein von Freunden in der Noth und von Freunden des großen gemeinsamen Vaterlandes. Beiden soll damit gedient sein, dem Vaterlande durch Verstopfung des Abflusses großer Summen Geldes in reichere Länder, dem Einzelnen durch den Zusammentritt vieler für den Ersatz der unverschuldet verbrannten Güter, die einen Theil, oft das Ganze seines Glückstandes ausmachen, in vielen Fällen aber nur aus anvertrautem Gute bestehen.“

Das Werk, welches Arnoldi in jahrelangem Mühen zu Stande gebracht hatte, hat er nur die ersten Jahre seines Bestehens geleitet und muthig gegen Gefahren von innen und außen geschirmt. Als sein Bestand gesichert erschien, schied er von ihm; denn er war nicht der Mann, der sich eines großen Erfolges ruhig hätte erfreuen können, während seinem Geiste die Lösung weiterer Aufgaben nothwendig erschien. Die Trennung von der beglückenden Arbeit seiner Schöpfung bedeutete nur den Beginn neuer geistiger Mühen auf verwandtem, aber noch schwieriger zu behandelndem Boden. Gegen das Element des Feuers, wenn es die Menschen tödtlich überfällt und Hab und Gut ihnen verzehrt, hatte er eine volkstümliche Schutzwehr und mit ihr seinem Vaterlande eine durch und durch deutsche Hilfs- und Wohlthätigkeits-Anstalt geschaffen. Ihr wollte er nunmehr eine Anstalt an die Seite stellen, welche die Menschen vor Noth und Elend bewahren sollte, die im Gefolge des Todesengels immer erscheinen, wenn er plötzlich in ihre Kreise tritt, während sie ihr Haus noch nicht bestellt haben. Der Feuerversicherung hatte er Gestalt gegeben; wie war dasselbe Ziel zu erreichen im Bereiche solcher Vorkehr, die gegen den Unbestand des Lebens etwa getroffen werden konnte, die wir heute mit dem geläufigen Namen Lebensversicherung bezeichnen? Vom Jahre 1823 bis 1827 hat Arnoldi, zuerst allein, dann mit gelehrten Freunden sich gemüht, bis auch solchem Werke die erforderliche, überaus schwierige Grund-

lage gefunden und gegeben war. Die von ihm gegründete und bis an sein Lebensende geleitete Lebensversicherung-Anstalt ist die Krone seiner Schöpfungen gewesen. Der Raum mangelt hier, des Näheren darauf einzugehen.

Es bleibt nur noch übrig, diesen Mittheilungen über das öffentliche Wirken Arnoldi's einiges rein Persönliche aus seinem Privatleben hinzuzufügen. Arnoldi war zwei Mal verheirathet. Seine erste Gattin starb 1823, seine zweite hat ihn überlebt. Beide Gattinnen hat er zärtlich geliebt; tausend Zeugnisse dafür, in gebundener und ungebundener Rede, sind uns aufbewahrt geblieben; denn er besaß in hohem Grade die schöne Gabe, dichterisch seinem innersten Seelenleben Form und Gestalt zu geben. Arnoldi war seinen Freunden der treueste, aufopferungsvollste Freund. Selbstsucht und Eigennutz haben niemals in seinem Herzen ge-

wohnt. Obwohl er mit irdischen Gütern nicht reichlich gesegnet war, ist seine öffentliche Arbeit fast ausnahmslos Ehrenarbeit gewesen. Der Feuerversicherungs-Bank hat er sie jahrelang ganz umsonst gewidmet. Erst 15 Jahre nach ihrer Begründung erinnerten sich die Theilhaber dieser Anstalt ihrer großen Schuld. Arnoldi nahm ein bescheidenes Ehrengeschenk an, um alsbald Theile davon anderen gemeinnützigen Bestrebungen und Unternehmungen zuzuwenden. Als er 63 Jahre alt in Gotha starb, hat man überall im Vaterlande gesammelt zur Aufrichtung eines Denkmals für ihn. In seiner Vaterstadt hat man ihm im Laufe der Zeit mehrere und verschiedenartige gesetzt. Das unvergängliche steht ihm im Herzen des deutschen Volkes, um das er sich wohl verdient gemacht hat.

Gotha.

Dr. jur. G. Schneider.



Das Trocaderogebäude in Paris.

Die Gebäude für die Pariser Weltausstellung sind auf dem Marsfelde und der durch die Zenabridge mit diesem verbundenen Trocaderoanhöhe aufgeführt. Das großartige Schloß auf dem Trocadero, welches obige Abbildung veranschaulicht, soll nach Schluß der Ausstellung nicht wieder abgetragen werden, sondern dauernd eine Zierde der Stadt Paris bleiben, in deren Besitz es übergeht.

Erlebnisse eines Geretteten vom deutschen Panzerschiff „Großer Kurfürst“.

Das war ein Anlauf, als ein Matrose am Pfingstmontag in dem schönen Heidelberg seinen Weg zu dem einzigartig prächtigen Schlosse einschlug, um dort sein Auge zu weiden an der wundervollen Aussicht über Berg, Fluß und Thal, welche sich dem Beschauer darbietet. Und warum drängten sich die Leute um ihn?

Seine Mütze hatte die Umschrift: „Großer Kurfürst“. Großer Kurfürst! Welch einen Schmerz erweckt dieser Name in jedem deutschen Herzen! Einen ähnlichen Eindruck, wie wenn Deutschland eine Schlacht verloren hätte, machte ja die Kunde vom Untergange dieses Panzerschiffes, vom Tode so vieler Mann seiner Be-

jagung. Hier war ein dem Verderben glücklich Ent-
ronnener. Was er wohl Alles erlebt haben mochte?
Das hätten damals diejenigen gerne gewußt, welche
ihn in Heidelberg umringten und mit Fragen bestürmten;
das würdest gewiß auch Du gerne erfahren, mein
werther Leser. In freundlicher Weise hat dies der
Matrose ermöglicht. Zuvorkommend beantwortete er
die Fragen; auch wurde er nicht müde, weitere Aus-
kunft zu geben, als der Schreiber dieser Zeilen ihn
kurz darauf in seiner Heimath besuchte, um ihn zu
bitten, er möchte den Lesern des „Volksblattes“ einige
seiner Erlebnisse erzählen. Im Nachfolgenden sind die-
selben kurz berichtet. Wir lassen unsern Gewährsmann
selbst reden:

„Es war prächtiges Wetter und ganz stille See;
unsere drei stattlichen Panzerschiffe — König Wilhelm,
Großer Kurfürst und Preußen — fahen so schmeck aus,
daß einem das Herz im Reibe lachte. Stolz und maje-
stätisch fuhren sie dahin. Wir sahen die englische Küste
nahe vor uns und freuten uns, nachdem wir bis jetzt
erst kleinere Uebungsfahrten gemacht hatten, nun auch
einmal zu einer ehrenvollen Aufgabe verwandt zu
werden; wir hatten ja die Bestimmung, über Ports-
mouth und Gibraltar nach Salonichi zu fahren, um
nöthigen Falls ein gewichtiges Wort bei der Lösung
der „orientalischen Frage“ mitzusprechen.

Die Mannschaft sollte eben eingeebnet werden im
„Alarmachen zum Gefecht“, d. h. sich so aufstellen, wie
wenn es gelte zum Gefecht vorzugehen. Da wird ein
Signal mit Trommel und Horn gegeben; Geschütze
werden geladen; Scharfschützen begeben sich nach oben;
die Bordwand wird mittelst Scharnierstücken herunter-
geklappt u. dgl. m.

Wohl schien es bedenklich, daß „Großer Kurfürst“
und „König Wilhelm“ so gar nahe bei einander waren,
aber wir vertrauten auf die erprobte Führung unserer
Capitäne, zumal da wir wußten, daß sich Contre-
Admiral Batsch auf unserm Admiraltätsschiff „König
Wilhelm“ befand. Da kommt plötzlich eine englische
Barke vor unsere Linie. „Großer Kurfürst“ biegt aus,
„König Wilhelm“ will es auch thun, aber aus einem
Grunde, den wir auf unserem Schiffe natürlich nicht
erkennen konnten, kommt dieser schnell auf uns zu und
stößt unter einem Winkel von etwa 45 Grad in der
Höhe des „Großmastes“ auf unser Schiff.

Der Stoß war nicht einmal so furchtbar, als man
vermuthen sollte; ich fiel nicht zu Boden und meinte
zuerst, wie dies auch meine Kameraden vermutheten,
der „Große Kurfürst“ habe nur einen Leck bekommen.
Aber schon nach einer Minute fing er an der linken
Seite an zu kentern (sich umzukehren).

Sofort wurde Mannschaft an die Pumpen comman-
dirt. Sie begab sich, obwohl sie die Gefahr erkannte,
nach unten, um dem Befehle nachzukommen, aber das
Schiff sank so rasch, daß man es mit den Augen wahr-
nehmen konnte. Raun war daher die Mannschaft unten,
so machte sie kehrt; denn das Wasser drang schon
mächtig in die oberen Schiffsräume ein. Die Maschi-

nisten, die sich bei der Feuerung befanden, hatten keine
Zeit mehr heraufzukommen; sie merkten kaum, was
geschehen war, und fanden — mit Ausnahme eines
Einigen — einen schrecklichen Tod, entweder durch
Brand, indem die Kohlen aus den Defen herausstürz-
ten, weil das Schiff sich seitwärts legte, oder durch
Erstickung oder durch's Wasser. Im Arrestlokal befan-
den sich gerade drei Mann, welche noch rechtzeitig
herausgelassen wurden, widrigenfalls ihnen ein qual-
voller Tod sicher gewesen wäre.

Als das Schiff immer tiefer und immer schneller
sank, erscholl auf dem Deck der Ruf: „Rette dich, wer
kann!“ Bisher war allen Befehlen pünktlichster Ge-
horsam geleistet worden. In großer, wahrhaft staunens-
werther Ruhe wurden dieselben ausgeführt. Als aber
jener Ruf ausgesprochen war, hatte natürlich das
Commando ein Ende. Jeder dachte an die Rettung
seines Lebens. Ich zog meine Stiefel aus, um besser
schwimmen zu können, löste die Bänder meiner Bein-
kleider, damit sich kein Wasser darin ansammle, und
wagte den Sprung über Bord. Die Nichtschwimmer
zögerten noch, bis auch sie der Augenschein belehrte,
daß die einzige Möglichkeit des Entrinnens im Ver-
lassen des Schiffes liege. Es ist gewiß auffallend, daß
die Mehrzahl der Mannschaft nicht schwimmen konnte,
während man doch meinen sollte, gerade die, welche
während einer langen Zeit ihres Lebens außer dem
Schiff, auf welchem sie fahren, nur Wasser und Himmel
sehen, müßten's darin nahezu den Fischen gleichthun
können. Und doch hält die Meisten ein thörichter Aber-
glaube ab, die edle Schwimmkunst zu erlernen; sie
meinen nämlich, wenn sie auf offener See Schiffbruch
leiden, müßten sie sich, sofern sie schwimmen könnten,
noch lange abplagen, um dann doch aus Mangel an
Kräften daselbe Geschick zu erdulden wie die Nicht-
schwimmer. Aber wer weiß, ob ich nicht auch auf offener
See eine Planke ergreifen und mich daran so lange
halten kann, bis mich ein Rettungsboot aufnimmt, und
wie erst wird mir diese Kunst zu Gute kommen, wenn
ich bei einem solchen Unglücksfalle eine Küste in Sicht
habe! Das weiß ich: hätte ich nicht schwimmen können,
so wäre ich jetzt nicht an dieser Stelle.

Doch zurück zu der Erzählung meiner Rettung!
Die erste Welle, die mich im Wasser erreichte, nahm
mir meine Mütze vom Kopfe; ich griff natürlich nicht
nach ihr; jetzt galt's ja das Leben! Ich mochte fünf
Minuten im Wasser gewesen sein, als ich fühlte, daß
meine Kräfte nahezu erschöpft waren. Da sah ich nicht
weit von mir ein Rettungsboot des „König Wilhelm“.
Ich hielt meine Arme in die Höhe und rief, so laut ich
konnte. Die Bemannung erblickte mich wohl nicht, sie
hörte mich vermuthlich auch nicht; denn sie kam mir nicht
zu Hilfe. Schrecklicher Augenblick! Da dachte ich an meine
Lieben im fernen Vaterlande. Ach, wenn ich sie doch wieder
sehen könnte! Zu meiner großen Freude kam nun ein
englisches Schifferboot in meine Nähe. Ich nahm
alle Kräfte zusammen und schwamm darauf zu. Und
wirklich, man bemerkte mich! Eine Leine wurde mir

zugeworfen, ich konnte sie ergreifen, aber ach! ich war schon so entkräftet, daß ich mich nicht fest daran zu halten vermochte. Doch die See schob mich an das Boot heran. Drei Schiffer faßten mich und holten mich über. Gott sei Dank, ich war gerettet, gerettet!

Mein erster Blick galt dem unglücklichen „Großen Kurfürsten“. Während des Schwimmens hatte ich gefürchtet, Feuer werde in seine Pulverkammer kommen, diese in die Luft sprengen, so daß ich noch von irgend einem Schiffstheil getroffen und in die Tiefe geworfen würde. Es war zum Glück nicht der Fall gewesen. Vom Boote aus sah ich nur noch einige Augenblicke den Kiel des „Großen Kurfürsten“ über den Spiegel hervorragen, und ein aufsteigender Wasserstrahl ließ darauf schließen, daß der Kessel gesprungen sei.

Die braven Schiffer, welche mich aus dem Meere gezogen hatten, fuhrten in ihrem Rettungswerke fort. Es gelang mir, mit ihrer Hilfe noch einen Münchener Cabetten, dessen Kräfte ebenfalls fast erschöpft waren, dem Tode zu entreißen.

Man mußte aber auch gräßliche Auftritte erleben! So sah ich, wie ein Schwimmer einen Nichtschwimmer, der sich krampfhaft an ihn anklammerte, erwürgte, um ihn los zu werden. Ein anderer trat einem auf den Leib, um ihm plötzlich den Athem zu stopfen. Es war ein Kampf um's eigene Leben. Wenige Secunden entschieden die Frage: Sollen wir beide versinken, oder soll ich dich abschütteln, um wenigstens mein Leben zu retten? Es läßt sich leicht denken, mit welcher Zähigkeit Schwimmer von Nichtschwimmern umklammert wurden; gelang es jenen nicht, diese von sich los zu machen, so sanken sie insgesammt in die Tiefe. Das kam mehrfach vor. Auch ein Rettungsboot ging unter, weil sich zu Viele daran hielten. Manche wurden ferner — natürlich ohne Absicht — todt geworfen, indem Leute Schiffstheile vom Bord herabschleuderten, damit sie sich unten daran halten könnten. Und da kam es unglücklicher Weise vor, daß sie schon im Wasser befindliche Männer trafen. Einer der betäubendsten Fälle war der folgende, der mir von Kameraden später erzählt wurde. Ein Bootsmann-Maat (Maat=Gehilfe), ein sehr geübter Schwimmer, suchte sich auf den „König Wilhelm“ zu retten. Derselbe war gleich nach dem Zusammenstoß rückwärts gefahren, um bei dem etwaigen Plagen des Kessels des „Großen Kurfürsten“ außer Gefahr zu sein. Es war also eine hübsche Strecke, welche der wackere Mann zurücklegen mußte. Aber es gelang ihm. Vor dem Bug angekommen, konnte er sich vor Erschöpfung kaum mehr halten. Zwei Mann vom „König Wilhelm“ sahen ihn um's Leben ringen und wollten zu seiner Hilfe eben über Bord springen, als ihm Einer in der Verwirrung einen bereit stehenden Eimer zuwarf, damit er denselben erfassen könne. Aber — er traf ihn auf den Kopf, so daß der Arme sofort in die Tiefe stürzte. Großer Gott! Was haben die Leute Alles ausgestanden in diesen wenigen Minuten!

Ähnliche Boote wie das unsrige sah man noch viele; die meisten Schiffbrüchigen wurden jedoch durch Boote

von „König Wilhelm“ gerettet. Bekanntlich haben die Schiffe Rettungsboote. Der „Große Kurfürst“ befaß deren acht, von denen jedoch nur Eines in's Wasser geworfen werden konnte (zum Herablassen war keine Zeit mehr). Von den zehn des „König Wilhelm“ kamen, so viel ich sehen konnte, etwa fünf zu Hilfe. Dieselben fuhrten bei den englischen Schifferbooten umher, um die Geretteten aufzunehmen; in unserem waren wir zu neun; wir sträubten uns gewaltig, uns auf den „König Wilhelm“ zu begeben, weil wir fürchteten, auch dieses Schiff gehe noch unter, aber schließlich wurden wir doch dahin verbracht.

Was machte indessen Seiner Majestät Schiff „Preußen“? Dessen Commandant war im Begriffe gewesen, längsseit zu kommen, als er durch das Signal von „König Wilhelm“: „Preußen stopp!“ (Maschine halt!) daran verhindert wurde; jener Befehl erfolgte, weil der Contre-Admiral das Plagen der Pulverkammer des „Großen Kurfürsten“ befürchtete. Daher konnte sich die Mannschaft unseres dritten Panzerschiffes nur wenig an dem Rettungswerke betheiligen.

Als ich auf „König Wilhelm“ gebracht war, wurde mir die nasse Kleidung sofort vom Leibe gerissen und ein neuer Anzug gegeben; zur innerlichen Erwärmung erhielt ich eine halbe Flasche Sherry und ein Stück frisches Brod (gewöhnlich gibt's bekanntlich auf den Schiffen nur Zwieback).

Die Mannschaft des „König Wilhelm“ mußte sich gewaltig anstrengen, um den Leck dicht zu machen, damit nicht auch dieses Schiff das Schicksal des unsrigen treffe. Die jedoch, welche keinen Dienst hatten, nahmen sich unserer in der kameradschaftlichsten Weise an.

Unter Begleitung eines englischen Dampfers fuhrten wir nach Portsmouth, wo wir am folgenden Tage, einem Samstag, ankamen. Wir legten weit vom Lande weg an, konnten darum Niemanden sehen; auch die Besatzung von ungefähr neun dort befindlichen englischen Panzerschiffen war mit dem bloßen Auge nicht erkennbar. „König Wilhelm“ gab sofort seine Munition an zwei englische Prahme (Transportboote) ab, damit er leichter werde, und ging noch am selben Tage in's Dock.

Graf Monts, Commandant des „Großen Kurfürsten“, der sein Leben mit genauer Noth gerettet hatte, hielt am Samstag an Bord Seiner Majestät Schiff „Preußen“ eine feurige Ansprache an die dem Schiffbruch Entronnenen. Er sagte uns seinen herzlichsten Dank für den Muth, die Ausdauer und Ruhe, welche wir in der schwierigen Lage gezeigt hätten. „Bis zum letzten Augenblick habt Ihr Gehorsam geleistet“, diese Worte aus seinem Munde hören zu dürfen, war uns ein Trost mitten in aller Trübsal. Er sprach mit uns wie ein Vater mit seinen Kindern; keiner grollte ihm. Er war uns ein lieber Vorgesetzter gewesen, streng zwar, aber das konnte ja nicht anders sein.

Am darauffolgenden Sonntag wurde Gottesdienst gehalten. Da kein Geistlicher da war, las der Capitän von „Preußen“ eine Predigt vor, deren Inhalt ich nicht

verstand, da ich mich zu weit von dem Lesenden entfernt befand.

Ein uns höchst werther Besuch war uns zugebacht. Kronprinz Friedrich Wilhelm, der sich mit seiner Gemahlin gerade in England aufhielt, wollte uns seine Theilnahme persönlich bezeugen. Da traf ihn, da traf das deutsche Volk, da traf auch uns jener schwere Schlag, jene nichtswürdige That, mit welcher ein schamloser Mensch sich an des Kaisers Majestät verging. Nach unseres Commandanten Beispiel trug Jeder von uns den Schmerz stille bei sich. Unseres Kaisers geliebter Sohn konnte uns nicht besuchen; an seiner Stelle kam Contre-Admiral Batsch, um uns das herzlichste Mitgefühl Seiner Kaiserlichen Hoheit auszudrücken.

Am Montag Nachmittags 4 Uhr lichteten wir Anker und fuhren, vom schönsten Wetter begünstigt, unter vollem Dampf nach Wilhelmshaven, in dessen Nähe wir kurz nach Mittag anlangten. Bald kamen zwei kleine Dampfer. Auf einem derselben befand sich die Gemahlin unseres Commandeurs, des Grafen Monts. Welch ein Wiedersehen für beide!

Nun wurden die Geretteten an's Land gebracht. So standen wir wieder auf deutschem Boden. Ein großartiger Empfang wurde uns da zu Theil! Tausende harreten, die Einen, um uns mit lang andauerndem Jubel zu begrüßen, die Andern, um nach ihren Söhnen, Vätern, Männern zu fragen. Wir wurden ordentlich umlagert. Ach, Manche hatten gehofft, die Liste der Vermißten sei am Ende doch ungenau gewesen. Vergebliche Erwartung! Das Wörtchen „vermißt“ war

traurige Wahrheit geworden und gleichbedeutend mit „gebettet in der Tiefe des Meeres“. Ein Seemann ist nicht weichherzig. Rauh wie der Sturm, der ihn umtobt, verbrannt von der Sonne, die ihn in den Naaen unbarmherzig sticht, weiß er wenig von Thränen. Aber hier wurden mir und manchem Andern die Augen naß.

In Wilhelmshaven kamen wir in die Kaserne und wurden neu gekleidet. Dann erhielten wir auf 2—3 Wochen Urlaub, nach deren Ablauf wir uns wieder in der Kaserne einzufinden haben.

Es war ein trauriger Freitag für unsere junge Flotte. Und wenn auch schon andere Völker, so z. B. die Engländer in letzter Zeit, viele Kriegsschiffe verloren haben, so ist das ja kein Trost für uns. „König Wilhelm“ muß ausgebessert werden, „Friedrich der Große“ lief kurz vorher auf, und der „Große Kurfürst“ liegt auf dem Meeresgrunde; an ein Heben desselben ist kaum zu denken; es würde dies wohl die darauf zu verwendende Mühe nicht lohnen, — aber trotzdem verzagen wir nicht; wir sahen, daß das ganze deutsche Volk die herzlichste Theilnahme an unserm Mißgeschick genommen hat und daß für die Hinterbliebenen der Ertrunkenen Sammlungen veranstaltet werden, um ihnen wenigstens Einen Trost in ihrem Schmerze, den, daß sie nicht darben müssen, zu Theil werden zu lassen. Und weil wir wissen, daß das deutsche Volk hinter uns steht, wollen wir unser Leben von Neuem der Ehre und Wohlfahrt unseres Vaterlandes widmen und unsere Kriegslagge fröhlich wehen lassen in allen Meeren.“
Nach Mittheilungen des Matrosen Morlock aus Darlach.

Zur Weltlage. Ueber das Befinden Kaiser Wilhelm's erstatteten die Aerzte von Lauer, von Langenbeck und Wilms am 18. Juni nachstehenden Bericht: „Die Unterzeichneten halten sich zur Ergänzung der von ihnen über das Befinden Sr. Majestät des Kaisers und Königs ausgegebenen Bulletins zu folgender Aeußerung für verpflichtet, um mancherlei umgehenden unrichtigen Auffassungen entgegen zu treten.

Durch Gottes gnädige Hilfe ist der Verlauf der Verletzungen und des gesammten durch das so tief beklagenswerthe Ereigniß hervorgerufenen Krankheitszustandes Sr. Majestät bisher ein fast über Erwarten günstiger gewesen. Die einzelnen Momente dieses Verlaufes sind in den mitgetheilten Bulletins verzeichnet. Hieraus wird nun in hoffnungsvoller Freude vielfach gefolgert, daß die völlige Genesung in nächster Nähe bevorstehe. Unter den obwaltenden Umständen ist die Erfüllung dieses gewiß in Aller Herzen lebenden Wunsches jedoch voraussichtlich leider nicht zu erwarten. Se. Majestät haben, außer zeitweisen Schmerzempfindungen, nicht nur unter der durch die Gebrauchsunfähigkeit beider Arme bedingten großen Unbehilflichkeit viel zu leiden, sondern das Ziel der gänzlichen Wiederherstellung kann auch nur nach längerer Zeit erreicht werden, und auf dem Wege zu demselben können noch manche Schwierigkeiten liegen, welche unter Gottes Beistand

hoffentlich, wie die bisherigen, glücklich, aber nicht ohne Beschwerden für den Hohen Patienten, zu überwinden sein werden.“

Die Neuwahlen zum deutschen Reichstag sind auf den 30. Juli ausgeschrieben.

Am 12. Juni starb in Paris der ehemalige König von Hannover, Georg V. Am 27. Mai 1819 geboren, hatte er trotz seiner auf beiden Augen eingetretenen Erblindung vom 18. November 1851 bis in den Juni 1866 regiert. Nachdem er im Feldzuge gegen Preußen seine Krone verloren hatte, hielt er sich meist in Oesterreich, besonders in Hiezing bei Wien, bisweilen auch in Frankreich auf. Seine Gemahlin und drei Kinder, ein Sohn und zwei Töchter, haben ihn überlebt.

Unter großer Theilnahme des Volkes feierte das sächsische Königspaar, König Albert, geb. den 23. April 1828, und Carola, Tochter des Prinzen Gustav von Waja, geb. den 5. August 1833, am 18. Juni sein fünfundschwanzigjähriges Hochzeitsjubiläum.

Der Congreß zur Lösung der orientalischen Frage wurde am 15. Juni in Berlin eröffnet. Da sich dessen Mitglieder zur Geheimhaltung der Verhandlungen verpflichtet haben, wird es erst später möglich sein, über die Beschlüsse, welche hier gefaßt werden, zu berichten.

Nur sehr ungerne hat sich der Herausgeber entschlossen, den Preis des „Volksblattes“ vom 1. Juli d. J. an auf 50 Pfennige vierteljährlich zu erhöhen. Er bittet die freundlichen Leser dabei in Betracht zu ziehen:

1) Daß er bisher schon Tausende von Mark an dem

„Volksblatt“ verloren hat. Wohl sagte er sich gleich von vornherein, daß der Anfang schwer sein werde, er hatte aber doch gehofft, daß eine Zeitschrift, welche die Fragen der Gegenwart ohne Parteilichkeit, in sachlicher, allgemeiner verständlicher Weise zu behandeln sucht und bei gefälliger

Ausstattung zu einem wirklich außergewöhnlich billigen Preise nur Gesundes und Schönes bieten will, mehr Abnehmer finden werde;

2) Daß der Betrag von 50 Pfennigen vierteljährlich von der Post nicht voll ausbezahlt wird, sondern daß dieselbe davon — wie billig — für die allwöchentliche Beförderung der Nummern 10 Pfennige abzieht, 10 Pfennige sind überhaupt der geringste Satz, welchen die Post für vierteljährliche Beförderung verlangt; würde also ein Blatt z. B. für 25 Pfennige abgegeben, so erhielte dessen Verleger nur 15 Pfennige für sich.

Auch darf nicht außer Acht gelassen werden, wie außerordentlich mühsam und kostspielig die Versendung einer Zeitschrift ist. Jede Woche müssen für jede einzelne Poststelle, von welcher das Blatt — wenn auch nur in Einem Exemplar — bezogen wird, Adressen geschrieben, sodann müssen die Nummern (beziehungsweise eine einzelne Nummer) für jede Poststelle in ein besonderes Band verpackt und so der Post abgeliefert werden. Es ist leicht erklärlich, daß wenn, wie das gegenwärtig der Fall ist, allwöchentlich etwa 2000 einzelne Sendungen zu erledigen sind, dies nicht so nebenher gemacht werden kann, sondern daß es viele Mühe und viel Geld kostet.

3) Bezüher des Blattes sind öfters der Meinung, sowohl die einzelnen Artikel als auch die Bilder seien billig zu beschaffen. Dies trifft aber nicht zu. Das „Volksblatt“ richtet sich nach dem Grundsätze, daß jeder Arbeiter — auch der geistige — seines Lohnes werth sei. Bis jetzt haben etwa 25 Männer und Frauen daran mitzuarbeiten die Güte gehabt. Wäre es billig, ihnen für ihre Mühe und Geistesihätigkeit keinen Ersatz zu geben?

Gute Holzschnitte sind ferner sehr theuer. Selbst ein kleines Porträt kostet leicht 20–30 Mark; für gar nicht große, aber gut ausgeführte Kunstwerke ist der Preis von 50 Mark für Zeichnung und Schnitt ein geringer. Wie viele Volksblätter müssen daher verkauft werden, bis nur die Herstellung eines Porträts möglich ist!

Auch der Druck von Bildern ist viel theurer als der von gewöhnlichem Schriftsatz. Stundenlang müssen Papierstreifen auf den Cylinder der Buchdruckmaschine aufgeklebt werden, damit sich Licht und Schatten gehörig vertheilen und nicht ein Zerbild herauskomme, sondern ein solches, an dem sich Jedermann erfreuen kann.

Kurz — die Herausgabe einer, selbstständige (nicht abgegriffene) Aufsätze enthaltenden, mit Bildern versehenen Zeitschrift ist eine der Art mühsame und kostspielige Arbeit, daß die baaren Auslagen nur gedeckt werden können, wenn sich dieselbe sehr vieler Abonnenten erfreuen darf oder wenn sie besondere Unterstützung erhält. Letzterer Punkt bedarf noch einer kurzen Erwähnung.

4) Dem Herausgeber wurde mehrfach vorgehalten, ein so billiger Preis erwecke Mißtrauen, manche Bezüher hätten nämlich die Ansicht, entweder könne ein solches Blatt nur einen ganz dürftigen Inhalt haben oder es müsse von Jemanden unterstützt werden, dem es darauf ankomme, ganz bestimmte religiöse, politische oder wirtschaftliche Ansichten zur Geltung zu bringen. Darauf ist zu erwidern: a) über den Werth des Inhaltes kann sich Jeder ein eigenes Urtheil bilden, der sich die Mühe nimmt, denselben zu prüfen; b) das „Volksblatt“ ist vollständig unabhängig; den

gesamten sich ergebenden Verlust hat der Herausgeber allein zu tragen, er hat weder Geldunterstützung verlangt noch erhalten. Das Blatt soll kein „Partei“-Blatt sein, sondern sich nach dem an seiner Spitze stehenden Worte richten:

Eines Mannes Rede ist keine Rede,
Man muß sie hören bedede.

Wenn das Blatt auch ferner eine große Geldeinbuße fordern sollte, so ist der Herausgeber hiezu zwar bereit, so lange er kann, aber wie sehr muß die Freude an der Arbeit gedämpft werden, wenn man sich bei jeder Nummer sagen muß: Was das Geld betrifft, so ist der Erfolg derselbe, ob du eine neue Nummer herausgibst oder einen beträchtlichen Betrag nimmst und in's Wasser wirfst!

Darf der Herausgeber nach dem Gesagten hoffen, daß der freundliche Leser die kleine Preiserhöhung für begründet erachtet?

Auch 50 Pfennige im Vierteljahre sind gewiß nicht viel.* Wie oft wird derselbe Betrag selbst von gering Vermittelten in wenigen Minuten verbraucht, ohne daß sie dadurch irgend einen Gewinn haben, während die an dem „Volksblatt“ Arbeitenden sich bemühen, für Geist und Gemüth gesunde und solche Nahrung zu bieten, welche auf die Dauer von Werth ist. Mehrere Leser des „Volksblattes“ schlugen geradezu eine Preiserhöhung vor, so sagten z. B. Lothringer, sie würden es auch dann beziehen, wenn es vierteljährlich 75 Pfennige koste, und Andere waren der Meinung, daß bei einer Mehrforderung von 10 Pfennigen kein bisheriger Bezüher zurücktreten würde.

Der Herausgeber wäre natürlich herzlich dankbar, wenn dies der Fall wäre. Es wurde ihm mitgetheilt, daß Schüler das Blatt von ihrem Taschengelde beziehen und daß Herrschaften es für Diensthöten halten. Sollten sich solche Fälle nicht vermehren können? Auch sei der Vorschlag eines Lesers mitgetheilt, „jeder bisherige Abonnent möge wenigstens noch Einen neuen zu gewinnen suchen“.

Für die nächsten 2 Vierteljahre wird die Preiserhöhung durch die inentgeltliche Zugabe eines Kalenders für 1879 vollständig gedeckt. Dieser Kalender soll auf mindestens 64 Seiten viel Nützliches und Schönes enthalten (u. A. auch Bilder) und längstens am Ende September und Oktober verabsolgt werden. Der Herausgeber hofft auf diese Weise allen denen entgegenzukommen, welche etwa nur in der Voraussetzung auf das „Volksblatt“ abonnierten, daß der Preis von 40 Pfennigen vierteljährlich werde beibehalten werden.

Aufdrängen will er jedoch das Blatt Niemanden. Wer meint, daß es besser nicht bestünde, wird demselben mit Recht keine Theilnahme entziehen, wer dagegen überzeugt ist, daß es an seinem geringen Theile Nutzen schaffen und Segen stiften könne, wird auch ferner um seine Freundschaft für dasselbe, ja selbst um seine gütige Verwendung für weitere Verbreitung gebeten und ihm gilt ein herzliches:

Auf Wiedersehen!

* Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß die Zeitungen auf jeder Postanstalt abgeholt werden können. Das thun Viele. Es macht ja auch keine besondere Mühe, wenn man weiß, das Blatt kommt — je nach der Entfernung von Straßburg — am Samstag oder Sonntag an. Wer es aber vom Postboten nach Hause gebracht haben will oder es im Buchhandel bestellt, muß noch 15 Pfennige bezahlen.

(Nr. 1–26 des Volksblattes werden gegen Frankozusendung von 1 M. (in Briefmarken), bei Bestellung von wenigstens 15 Ex. für je 80 Pf., franko zugesandt vom „Volksblatt-Verlag“ in Straßburg i. G.)

Griechische Weine.

Unterzeichnetes Haus beschäftigt sich mit deren Einfuhr. Um das Bekanntwerden derselben zu erleichtern, versende 1 Probekistchen mit 12 ganzen Flaschen in 10 Sorten Camarite, Corinther, Ella, Kalliste, Vino di Bacco, Vino Santo, Misistra Malvaster, Achaja Malv. weiss und roth, Vino Bosc.

Flaschen und Kiste frei à M. 17. 10.

Unbedingte Bürgschaft für Reinheit und Aechtheit. Preisbrochüre auf Wunsch franco.

Neckargemünd.

J. F. Menzer.

Herausgeber: Dr. Chr. G. Hottinger; Straßburg im Elsh. — Druck und Expedition von G. Fischbach.

W. Spindler's Färberei, Druckerei und chemische

Reinigungsanstalt,
Konnefeld's vorzüglichen Thee,
Sprengel's reines, entöltes Cacaopulver,
Niederlage von Papier-Wäsche aller Art aus
der Fabrik Mey und Sedlich in Leipzig. Verkauf
zu den Leipziger Original-Preisen
empfehlen

L. Meyer-Nicolay,

Straßburg i. G., Brangasse 6,
gegenüber der Mairie.

Pastoria.

*) für das Stiftungshaus
gingen in 2034 Gaben 3179 M. ein.